

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Stucke

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Dermann Hauch, Wiesbaden

Verkauf aller Kreise verboten

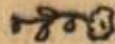
Nummer 20

Sonntag, den 14. April 1918

36. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 14. April (2. Sonntag nach Ostern):
Tiburcius; Montag, 15. April: Anastasia; Dienst-
tag, 16. April: Benedikt II.; Mittwoch, 17. April:
Anastas; Donnerstag, 18. April: Apollonia; Frei-
tag, 19. April: Werner; Samstag 20. April: Viktor.



Zweiter Sonntag nach Ostern

Evangelium des H. Johannes 10, 11-16.

In jener Zeit sprach Jesus zu den Phariseern:
Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt
sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber,
der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zuge-
hören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe
und flieht; und der Wolf raubt und zerstreut
die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er
Mietling ist und ihm an den Schafen nichts liegt.
Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen, und
die Meinen kennen mich, wie mich der Vater
kennt und ich den Vater kenne; und ich gebe mein
Leben für meine Schafe. Und ich habe noch andere
Schafe, welche nicht aus diesem Schafstall sind;
auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden
meine Stimme hören; und es wird ein Schafstall
und ein Hirt werden.

*

Noch stehen wir im Vollglanz des gewaltigen
Ereignisses vom Ostermorgen. Es ist, als ob die
Kirche es noch nicht recht fassen könne, von wel-
cher Bedeutung die Auferstehung Jesu sein werde.
Das Wort *Melusa*, das in der Liturgie dieser Tage
alle Augenblicke wiederkehrt, sagt die Freude der
Christenheit zusammen und soll ein Ausdruck tiefer
Dankbarkeit gegen den himmlischen Vater sein,
daß er sein Wort wahr gemacht und seinen Sohn
aus dem Totenreich zum lebendigen Leben und
Mitbest: der himmlischen Herrlichkeit erhoben
hat. So ist auch das Eingangswort der heutigen
Sonntagsmesse zu verstehen: „Die Erde ist voll der
Erbarungen des Herrn, *Melusa*, durch das Wort
des Herrn ist gefestigt der Himmel. *Melusa*, *Melusa*.“
Nehmen wir das Wort in seiner ursprünglichen
Bedeutung und dann in seiner sonntäglichen Bedeutung.

1. Offenbar will es zunächst ein *Vob* auf die
Schöpfung aussprechen. Die ganze Schöpfung,
sowohl die vernunftlose wie die vernunftbegabte,
ist ein Werk des allmächtigen Gottes. Wenn die
hl. Schriften des alten Testaments, namentlich
das *Blumenbuch*, auf die Schöpfung zu sprechen
kommen, dann gebrauchen sie die schönsten, groß-
artigsten Bilder, Worte und Gleichnisse, um dar-
zulegen, wie alles, was da lebt und ist, sein Dasein
Gott verdankt, und wie weise und wunderbar der
Herr bei der Erschaffung der Dinge vorgegangen
ist. Mit echt morgenländischer Breite und Klein-
malerei werden uns Schilderungen gegeben, die
den schönsten und reifsten Erzeugnissen der Welt-
literatur an die Seite treten können. Es sei dies
hier an einem Beispiele aus dem *Buche Job* (39,
19-25) dargetan:

Wohlt du dem Pferde Tüchtigkeit,

Wohlt du ihm Mut und Kraft?

Wohlt ihm des Springens Mächtigkeit,

Den Mut, der nie erschläft?

Wie flattert die Krähne so prächtig!

Des Wachens Wachen, wie mächtig!

Wie lärret der Duf, daß der Boden dröhnt!

Wie laucht es dem Hahn, wenn der Schlachtlärm hört!

Das die Furcht nicht kennt

Und die Flucht

Nicht sucht,

Wenn der Kampf entbrannt,
Wo laujet das Schwert,
Da braujet das Pferd,
Wo der Köcher lirt,
Wo die Lanze schujert,
Wo die Schlacht ertönt,
Die Trommete schallt,
Ein Duschlag ertönt,
Mit Sturmesgewalt,
Ist der Schlachtort da,
Ist der Kampf ihm nah,
So ruft es: Vob!

Wer gab ihm die Hirt
Und des Kampfes Begier,
Daß es im Kampfes Mut nicht zittert
Und das Kampfes fern schon wittert?

Schöner könnte auch kein Goethe oder Schiller
das *Vob* Gottes auf seine Weisheit in der Erschaf-
fung der Tiere besingen.

Und warum hat Gott sich entschlossen, die Welt
ins Dasein zu rufen? Die heutige Messe gibt die
Antwort darauf: Die Erbarung des
Herrn. Das soll heißen: Gott hat sich gleichsam
einen Weg geschaffen, der seine Erbarung, seine
Liebe erweisen soll. Die Schöpfung ist in der Tat
die Offenbarung von Gottes allmächtiger Liebe.
Wie in einem Spiegel schauen nunmehr die ver-
nünftigen Geschöpfe Gottes Allmacht, Weisheit
und Liebe. Wenn der Bildhauer bei einem ersten
Künstler in die Lehre gegangen ist, wenn er allen
notwendigsten Unterricht bei den tüchtigsten Leh-
rern empfangen hat, und wenn er selber fleißig
mitgearbeitet und seine schönen Talente sorgfältig
ausgebildet hat, dann ist wohl zu erwarten, daß
auch aus ihm etwas Tüchtiges wird und daß seine
Werke sein Talent und seinen Fleiß preisen werden.
Er muß also Proben seiner Tüchtigkeit ablegen,
damit jedermann sieht, welche Weisheit in ihm
wohnt. Wollte er nach seiner Ausbildung sich einer
besonderen Ruhe hingeben, so würde niemand
erfahren, welche Kräfte in ihm wohnen und wissen
er fähig ist. So hat auch Gott, der von Ewigkeit
her existiert, sich nicht mit sich und seiner eignen
in ihm wohnenden Glückseligkeit begnügt, sondern
sich offenbart, sich kundgegeben, Erweise seiner
göttlichen Eigenschaften gebracht, und zwar in
der Schöpfung. Nunmehr können die vernunft-
begabten Geschöpfe — die Engel und die Men-
schen — die Erbarung, die Liebe Gottes immer
mehr erkennen, anerkennen und mit dankbarer
Liebe preisen.

Auch unser Dasein fällt in den Schöpferswillen
Gottes und ist ein Werk seiner Liebe. Dem wider-
streitet ganz und gar die von viel heimgesuchten
Menschen hier und da geäußerte Meinung: Wenn
ich doch nicht auf der Welt wäre! Ich bin und
bleibe ja doch eine verlorene Existenz. Die Existenz
hier auf Erden mag bei manchen Menschen nach
der oberflächlichen, nur im Irdischen sich ver-
lierenden Denkweise verpöndelt sein. Aber im
Ganzen betrachtet, ist eine Existenz, d. h. eine
Schöpfung Gottes, niemals verloren. Alles, was
Gott ins Leben, ins Dasein ruft, hat Sinn und
Verstand. Und gerade bei solchen Existenzen, die
allgemein als wertlos und ohne Bedeutung gelten,
zeigt sich bei genauer Betrachtung, daß sie erst
recht ein *Vob* sind auf Gottes Weisheit, Macht
und Liebe.

So laßt uns den Sonntag, der nach christlicher
Auffassung als Gottes Ruhetag nach der Schöp-
fung gilt als einen Tag der Dankbarkeit gegen Gott
für alle Gaben der Schöpfung auffassen. „Laßt
uns Dank sagen dem Herrn, unserm Gott,“ sinnt
der Priester im Sonntagshochamt bei der Prä-
fation. Ja, „es ist billig und recht,“ diesen Dank
auszusprechen und durch einen würdig und er-
banlich zugebrachten Sonntag zu erkennen zu
geben.

Gottes zweite Schöpfung, die Wiederge-

burt des Menschen durch seines
Sohnes Erlösung, ist noch gewaltiger und
erfolgreicher als die erste. Hier tritt der Beweg-
grund für Gottes Handeln noch deutlicher zu
Tage: Die Erbarung Gottes mit dem armen,
gefallenen, dem ewigen Verderben andeinge-
gebenen Menschen. Ja, bei der Betrachtung der
Menschwerdung des Gottessohnes müssen wir
in heiligem Staunen die Worte der heutigen
Messe erwägen: „Die Erde ist voll der Erbar-
ung des Herrn, *Melusa*.“ Ueberall wo es
Menschen gibt, die der Erlösung und der Sühne
bedürfen, ist Gottes Erbarung zur Stelle, es
wird ihnen im Sakrament zugewandelt und so
oft auch der Mensch sich von Gott abwendet,
dann aber wieder reuig zu ihm zurückkehrt,
lehrt auch Gottes Erbarung bei ihm ein und
nimmt ihn wieder an als wirkliches Kind
Gottes mit allen Rechten auf das Erbteil der
Kinder Gottes.

Und wo gibt es ein Erbarung, eine Liebe,
die uneigennütiger wäre als Gottes Liebe bei
der Aufnahme eines Menschen in Gottes Armel
Die hl. Schrift braucht die eifrigsten Bilder
und Vergleiche, um diese Wahrheit hervorzuheben.
Auf Erden, unter den Menschen gibt es keine
größere, innigere, entsagungreichere Liebe als
die Liebe der Mutter zu ihrem
Kinde. Alles tut sie ihm zu Liebe, alles opfert
sie, alles leidet sie, alles vergibt sie ihrem Kinde.
„Kann denn eine Mutter vergessen ihres Kindes,
daß sie sich nicht erbarmte ihres Sohnes? Und
wenn sie es vergäße, so wollte ich dich nicht
vergessen. Siehe, in meine Hände habe ich dich
gezeichnet.“ (Hl. 49, 15.) Also das zarteste, in-
nigste irdische Verhältnis zieht die hl. Schrift
zur Schilderung der Liebe Gottes zu den Menschen
heran. Aber selbst wenn auf diese mütterliche
Liebe kein Verlaß wäre, dann soll wenigstens
meine Liebe zu den Menschenkindern verlässlich
und treu sein. Spricht der Herr.

2. Am Sonntag in der Osterzeit gewinnt unser
Vers beim Eingang der heutigen Messe einen
neuen Sinn. „Die Erde ist voll der Erbarung
des Herrn, *Melusa*.“ Ist das nicht ein Wort,
gerichtet an die Adresse der Jünger
des Herrn in Jerusalem? Ihr Jünger
und Freunde Jesu, will es sagen, die Erde
hat ihre Beute, den am heiligen Karfreitag zu
Grabe getragenen Fronleichnam, nicht behalten.
Auf Geheiß Gottes hat sie den Leichnam Jesu
wieder herausgegeben und in Glanz und Herrlich-
keit erheben lassen. Der Herr hat sich euer er-
barnt und lauter Gnade und Liebe ist es, daß
Jesus wieder unter euch ist, daß er eure Hoffnung
nicht hat zu schanden werden lassen, daß er
jetzt als Sieger über alle seine Feinde trium-
phiert. Ja, „durch das Wort des Herrn ist
gefestigt der Himmel.“ Gott hat sein Wort wahr
gemacht. Alle seine Verheißungen über seinen
Tod und seine Auferstehung sind in Erfüllung
gegangen. Gott steht jetzt da als der Ewige.
Unverwundliche, als der Allmächtige und Barm-
herzige. Und wenn man „das Wort des Herrn“
in der Bedeutung nimmt, die dem „Wort“
als der 2. Person in Gott zukommt, so ist der
Sinn: Durch das Wort, d. i. durch Jesus Christus
und seine Tat in der Osternacht ist gefestigt
der Himmel, ist das Ansehen und die Macht
Gottes unter den Menschen fest begründet worden.
Wollt doch die Tat Jesu am Ostermorgen als
der sicherste Beweis dafür, daß Jesus wahrer
Gott ist und sein Werk Gottes Werk. Die Auf-
erstehung Jesu ist das Fundament des Christen-
tums, und die alten und neuen Feinde des
Christentums haben sich immer zuerst an dieses

Wollwerk gewagt und es zu erschüttern versucht, weil sie fühlten, wenn dieses erschüttert ist, stürzt das ganze Christentum zusammen.

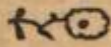
Und in welch helles Licht rückt das Wort: „Die Erde ist voll der Erbarmung des Herrn,“ wenn wir unser heiligstes alljährliches Osterfest mit seinen Osterfakramenten dagegen halten! In so viele Herzen ist die Erbarmung, die Gnade und Liebe des Herrn eingekehrt. Gott hat sich ihrer erbarmt, hat sie, so sie in Liebe und Reue dem Auferstandenen naheten, in seine Menschheit aufgenommen, hat sich als ihr guter Hirt gezeigt, wie ihn das heutige Evangelium schildert. Uns allen ist die Darstellung des guten Hirten bekannt: der Hirte trägt ein Lamm, das sich verirrt hatte, auf den Schultern zur Herde zurück. Das Bild stammt aus dem Urchristentum und galt in Anlehnung an Jesu Wort: Ich bin der gute Hirt, als der sinnigste Ausdruck von Jesu liebevoller Hirtenfürsorge.

Wer wollte es leugnen, daß Jesus, der gute Hirt, gerade heute sein Hirtenamt in großmütiger Weise ausübt! So viele waren abgerirrt, in die Irre gegangen. Die Not des Krieges und so vieles Unverständliche hatte Geist, Herz und Verstand betört und von dem guten Hirten abgezogen. Wer die Gnade des Herrn, die Gnade der Osterfakramente hat sie wieder in die Arme des guten Hirten getrieben. Sie waren iane geworden, daß, je weiter von Jesus weg, desto größer das Unglück, der Unfriede wurde. So hörten sie denn auf die Stimme des guten Hirten und ließen sich zur sicheren Herde zurückführen.

Last uns doch am Nächsten das Amt des guten Hirten ausüben! So viele Menschen treten mit uns in Berührung, und so oft hören wir Worte der Verzweiflung, der Trostlosigkeit, des Unfriedens. Manchmal bedarf es nur eines kurzen Wortes, einer kurzen Aufklärung, eines Wortes der Teilnahme, der Aufmunterung, und die Sonne kommt wieder hinter der Wolke hervor und die Erde — das Menschenherz — ist voll der Erbarmung des Herrn.“ Es erkennt Jesum, den guten Hirten, und sieht in ihm nur den mitleidvollen, sorgenden Herrn und Heiland.

Freuen wir uns unseres auferstandenen Heilandes, beglückwünschen wir ihn zu seinem gewaltigen Siege über seine Feinde und sagen wir ihm, wie fernerhin all unser Denken und Wollen ihm gehöre, der so Großes für uns getan. Und Jesus wird diese Wünsche und Vorsätze freudigen Herzens entgegennehmen und mit seinen Wegengaben nicht zurückhalten. Immer wollen wir uns sagen: Je großmütiger wir uns Jesu hingeben, desto großmütiger wird sich Jesus uns gegenüber zeigen. Nur nicht kleinlich, engherzig sein, das verträgt sich nicht mit Jesu großem Herzen, allumfassender Liebe. Wir müssen wachsen in die Höhe, in die Tiefe, in die Weite. Große Beiten verlangen große Menschen. Nur mit großen, hochherzigen Menschen kann der Herr seine Ziele verwirklichen, die er jetzt auszuführen sich anschickt. Und einen jeden, beruft der Herr dazu, nicht bloß die Großen und Mächtigen der Erde, sondern auch die Kleinen, unansehnlichen, aber in der Liebe und Hingabe starken Seelen.

Bpe.



Die hl. Lidwina, im Leiden bewährt

15. April.

„Große Schmerzen trage ich an meinem Leibe, aber der Seele nach leide ich gern um Gottes willen.“ (II. Macc. 6, 30.)

Freud und Leid reichen sich im Menschenleben täglich die Hand. Beide haben eine große, erzieherische Aufgabe. Das Glück hienieden soll in uns Dankbarkeit, eine kindliche Liebe, Wohlwollen gegen andere und alle edlen, milden Gefühle der Seele wecken. Leider versteht der Mensch mit seinem erdnwärts gerichteten Sinn die schöne Lehre vom Erdenglück in den meisten Fällen nicht. Statt im Wohlergehen den Geist empor zu heben zum Spender alles Guten, sucht er sein Ziel und Ende in den Freuden und Genüssen dieser Welt. Unglück und Trübsal sind bessere Lehrer. Sie drücken ihre Mahnungen schärfer und tiefer ein und lenken den Blick nach oben. Deshalb sind Prüfungen, Leiden und Schmerzen, die Gott uns sendet, nicht immer Streiche des Jornes und

Schläge der Bütigung, sondern oft nur Pflöcke der Liebe. Sie verwunden das Herz, um es von dem Geschwür der Erdenliebe zu heilen und es der Himmelsliebe zu öffnen. Glücklich, wer wie unsere fromme Dulderin aus dem Buch der Leiden praktische Lebensweisheit zu schöpfen versteht. Auf dem Dornbusche der Schmerzen und Widerwärtigkeiten wachsen und blühen ihm alsdann die herrlichsten Rosen der Gnade, die sich als Kranz des ewigen Lebens um seine Schläfen legen.

Lidwina erblickte im Jahre 1380 zu Schiedam in Südholland das Licht der Welt. Wie eine Lilie unter den Dornen wuchs sie in reiner Unschuld und kindlicher Demut in der Schule der Armut und der Niedrigkeit heran. Schon als Kind von sieben Jahren begte sie eine zarte Verehrung gegen die seligste Jungfrau. Oft und herzlich begrüßte sie ihre himmlische Mutter in einer schönen Marienstatue ihrer Pfarrkirche. In kindlicher Einfalt und schlichter Frömmigkeit trug sie Maria ihre kleinen Anliegen und Wünsche vor. Mit der Anmut der Frömmigkeit verband sich bei Lidwina ein scharf ausgeprägtes Vermaß der Glieder und ein züchtig schöner Gesichtsausdruck, weshalb sie schon als Mädchen von zwölf Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Einige Bürger machten sogar den Eltern das Anerbieten, ihr auf eigene Kosten die Möglichkeit einer höheren Ausbildung zu verschaffen.

Unsere Heilige sollte indes die Hochschule des Kreuzes besuchen. Als Lidwina in ihrem fünfzehnten Lebensjahr eines Tages dem fröhlichen Treiben ihrer Freundinnen auf dem Eise zusah, wurde sie von einer derselben in schnellem Laufe so unglücklich zu Boden gerissen, daß sie eine Rippe zerbrach. Dieser Fall wurde für sie die Quelle unfäglicher Leiden, aber auch die Ursache großer Bewährung und übernatürlicher Heiligung. Infolge der starken Quetschungen an der Brust und unter den Rippen bildete sich im Innern ein Geschwür, das ihr die heftigsten Schmerzen verursachte. Die Eiterung griff auf die edlen Teile des Körpers über. Lidwina wurde so kraftlos und elend, daß sie nur auf Krücken im Hause umher schleichen, oft nur auf Händen und Füßen kriechen konnte. Dazu kam der Seelenschmerz einer in der herrlichsten Entfaltung stehenden Jungfrau. Nach und nach sah sie sich von ihren Gespielinnen verlassen und vergessen. Blatt um Blatt an der Blüte ihrer hoffnungsvollen Jugend welkte und verkümmerte. Das Uebel verschlimmerte sich mit der Zeit noch. Die Leiden und Schmerzen mehrien sich von Jahr zu Jahr und überstiegen alles Maß, sodah sie sich wie ein Wurm krümmte. Das Innere des Leibes ging in Fäulnis über, der Unterleib war an zwei Stellen von Würmern zerfressen, die rechte Schulter faulte, der rechte Arm ward vom Antoniusfeuer bis auf den Knochen verzehrt und hing nur noch mit einer Sehne am Leibe. Mitten auf der Stirne, zwischen den Augen ein blutiger Riß; das eine Auge ganz blind, das andere so schwach, daß es kein Licht vertragen konnte; alle Glieder bis aufs Haupt und den linken Arm starr und unedel; dazu noch Wassersucht, Fieber, Stein und Angina. Das volle, gekrümmte Leidenmaß war in das schwache Behältnis eines einzigen Körpers zusammengedrängt. Lidwina war ein Jammerbild menschlichen Elendes. Alle diese Uebel veinigten sie, einige nach Zeiten wechselnd, andere ohne Unterbrechung, während achtunddreißig Jahren bis zu ihrem Tode.

Es dauerte lange, bis sich Lidwina in der Schule der Leiden durchsah. In den ersten drei bis vier Jahren der Krankheit war sie ungebüdig, sie weinte, seufzte und klagte viel und bitterlich, war reizbar und empfindlich bis zur Designität. In diesem bedauernswerten Zustand sandte Gott ihr einen kundigen Führer in einem erleuchteten Priester. Mit zarter, aber starker Hand führte er sie unter das Kreuz des göttlichen Heilandes. Mit aller Kraft des Gemütes versenkte sie sich jetzt in die Betrachtung der Leidensgeschichte unseres Herrn und begleitete ihn auf seinem Schmerzensgange Schritt für Schritt. Sie ging mit ihm aus dem Garten Gethsemane nach Jerusalem und stand neben ihm bei der Geißelung. Mit Pilatus rief sie schmerzbeugt aus: „Welch ein Mensch!“ und folgte Jesus auf den Kalvarienberg. Schon bald fühlte Lidwina die heilsamen und tröstlichen Wirkungen dieser Vereinnigung mit dem leidenden

und sterbenden Heiland. Sie wurde ruhiger und gottgegebener. Aus dem Busse des Kreuzes schöpft sie die Gnadenkraft, fortan alles geduldig zu ertragen. Ihre Gottesliebe, der Leidensmut und die Leidensstärke in ihr steigerten sich beim Anblicke des Gekreuzigten zu einer Höhe, daß sie es wagte, noch um Vermehrung ihrer Leiden zu bitten. Gott erhörte ihr Gebet. Zu den zwei handgroßen Wunden am Leibe kam noch eine dritte auf der Brust.

Lidwina reiste in der Schule des Gekreuzigten zur Heiligen heran. Ihr Zustand nahm wunderbare Formen an. Oft sah sie ihren Schutzengel neben sich. Ihr mit Wunden ganz bedeckter Körper verbreitete durchaus keinen üblen Geruch, vielmehr gewahrten alle in ihrer Nähe einen ausfallenden Wohlgeruch. Trotz der heftigsten Schmerzen bewahrte sie scharfe Sinne und einen klaren Verstand, sodah sie ihren Besuchern nicht selten weisheitsvolle Lehren und klugen Rat erteilte. Gott milderte ihren harten Leidensberuf durch die süßesten Entzückungen, aus denen sie eine so anhaltende Freude schöpft, daß sie längere Zeit nachher auch die heftigsten körperlichen Schmerzen kaum empfand.

Lidwina hatte den Gipfel ihres Kalvarienberges erklimmt. Engel luden sie ein zu dem ewigen frohen Auferstehungsalleluja. Am dritten Overtage des Jahres 1433 verließ ihre geläuterte Seele den gequälten Leidenleib, getragen von der sicheren Zubericht, nun an der Glorie und Herrlichkeit desjenigen teilzunehmen, dessen Leiden und Schmerzen sie in treuer Nachfolge hinnieben an ihrem Leibe getragen hatte.

„Auch im Uebel liegt ein Preis Wer ihn nur zu finden weiß.“ (Gallier.)



Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Träume und Aberglaube III.

„Im Reich des Aberglaubens“ schreibt Dr. Gspann: „Unglaube und Aberglaube sind Brüder.“ Je größer bei einem Volke der Unglaube ist, desto grauenhafter wuchert auch das Giftkraut des Aberglaubens. Solange die Juden beim Glauben ihrer Väter blieben, ging es ihnen gut in geistiger — auch in irdischer Hinsicht, und man hörte nichts vom Aberglauben. Sobald sie aber über die Grenzen ihres Landes nach fremden Göttern schielten, hielt mit den Anfängen des Unglaubens auch der Aberglaube bei ihnen seinen Einzug. Die Warnungen vor Götzendienst, Zauberei und Wahrsagerie sind gar nicht zu zählen in der hl. Schrift des Alten Testaments. „Unglaube und Aberglaube sind Brüder.“

Im heidnischen Rom hatten Unglaube und Aberglauben wahrhaft grauenhafte Formen angenommen. Der wunderschöne Körper der äußeren Kultur, die Blüte von Kunst und Wissenschaft hatte in Rom zur Zeit der Ankunft des Heilandes eine totkrankte Seele: entsephlicher Unglaube und niedrig stehende Unfittlichkeit. Die Weltgeschichte kennt gar keine Periode, in welcher Unglaube und Götzendienst üppiger gewuchert hätten, als im kaiserlichen Rom. Damals aber war es auch, wo für das große Heer der Zaubereyen und Wahrsagerinnen der Weizen am schönsten blühte: „Unglaube und Aberglaube sind Brüder.“

Aber auch mit der Unkenntnis ist der Aberglaube sehr nahe verwandt. Deshalb sollen unsere Artikel aufklärend wirken vor allem in den Gebieten, wo der Aberglaube sich leicht die Herrschaft anmaßt. In diese Gebiete gehört auch das Traumwesen.

„Träume sind Schäume!“ Das ist ein Satz, der oft gebraucht wird, der aber nicht so ohne weiteres der Wahrheit entspricht. Wenn des Todes Bruder, der Schlaf, den Körper dahinstreckt, und seine Glieder gefesselt hält, dann regt sich die Seele und fährt im Traume ein wunderbares, selbständiges Leben. Ueber Raum und Zeit bahnt sie sich den Weg. Was tief in der Erinnerung ruht, steigt empor und gewinnt neues, seltsames Leben. Phantastische Bilder weben sich in buntem Spiel zusammen und geschäftig spinn die Phantasie, dem leisesten Reize von außen folgend, ihre geheimnisvollen Fäden. „Der

Der Wirt Aft

1. Fortsetzung. Eine Westermaldgeschichte von Jakob Schuberger. (Nachdr. verb.)

Traum ein Leben! — In Ahnungen und Vorausempfindungen offenbaren sich oft im Traume fernentlegene Dinge der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft. Prophetische Bilder und Stimmen erwachen in der Tiefe. Darum sind nicht alle Träume „Schäume“. Im Schlaf offenbaren sich oft Kräfte, die der Geist im wachen Zustande nur im beschränkten Maße beherrscht.

Auch die Hl. Schrift zeigt deutlich, daß wir nicht alle Träume über einen Kamm scheren dürfen. An einer Stelle sagt sie, daß Gott im Traume zu den Menschen rede, so z. B. Joh 33, 14—18: „Im Traume, im nächtlichen Gesichte, wenn tiefer Schlaf auf die Menschen fällt und sie schlummern auf den Seiten, dann öffnet er die Ohren der Männer und lehret sie und unterweist sie durch Anzeichen, daß er den Menschen abwendet von dem, was er tut und ihn rette von der Hoffart und seine Seele erlöse von dem Verderben und sein Leben, daß es nicht in's Schwert falle.“

An einer andern Stelle warnt die Hl. Schrift ausdrücklich vor Betrügern. „Wenn in deiner Mitte ein Prophet aufsteht oder einer, der vorgeht, er habe einen Traum gesehen und sagt ein Zeichen oder Wunder vor und es geschieht, was er sagt, und spricht zu dir: Laß uns hingehen und andern Göttern folgen, die du nicht kennst und ihnen dienen: so sollst du die Worte dieses Propheten und Träumers nicht hören“ (5. Mos. 13, 1, 2).

An manchen Stellen mahnt die Hl. Schrift ausdrücklich, nicht zu leicht auf Träume zu achten. „Achtet nicht auf eure Träume, die ihr träumet“ (Jerem. 23, 8). „Eitle Hoffnung und Lüge täuschen den Toren, und leere Träume machen stolz den Unverständigen. Viele wurden durch Träume betrogen, und in ihrem Vertrauen darauf getäuscht“ (Sir. 34).

Das alles zeigt, daß es verschiedene Arten von Träumen gibt. Sehr schön sagt der hl. Gregor der Große: „Auf mehrfache Weise wird die menschliche Seele von Traumbildern heimgeführt und zwar durch gewisse körperliche Stimmungen und Einflüsse; durch bloße Täuschung; durch eine Täuschung, die mit einem gewissen Nachdenken in Verbindung steht; durch reine Offenbarung; durch Nachdenken und Offenbarung zugleich.“

An einer andern Stelle zeigt dieser heilige Kirchenlehrer das Verhalten, welches wir den verschiedenartigen Träumen gegenüber zu beobachten haben: „Heilige und erleuchtete Männer haben vom Geiste Gottes geleitet, lehrende und bedeutungsvolle Traumgesichte stets von den betrügerlichen und eitlen zu unterscheiden gewußt. Umso vorsichtiger müssen daher auch jene sein, die keiner solchen Klarheit des Geistes sich erfreuen; denn eben, weil die Träume vielfältiger Art sind, läßt sich ihnen umso weniger trauen, je schwerer es zu beurteilen ist, aus welcher Quelle sie stammen. Wer also in diesem Gebiete nicht sehr vorsichtig ist, der wird sich in viele Vorarbeiten versenken, indem der Lügegeist manches zum Teil Wahre mit in seine Bilder einmischet, um uns desto gewisser in einen Irrtum zu locken.“

Man kann alle Träume einteilen in natürliche und übernatürliche Träume. Natürliche Träume sind alle diejenigen, die im Seelenleben des Menschen, in Verbindung mit anderen natürlichen Ursachen ihren Grund haben. Im Schlafe stellt sich dem Menschen das wieder dar, womit er sich in wachem Zustande beschäftigt hat. Auch kann der Menscheng Geist sich im Schlafe wie und da — bis zu einem Grade, den wir nicht feststellen können — von den Fesseln des Körpers unabhängig machen, wie er ja dann, wenn der Körper dem Bruder des Schlafes, dem Tode, in die Arme fällt, ganz unabhängig wird vom Körper. In diesem Zustande vermag dann der Geist manches zu sehen, was im Wachen nicht möglich wäre. Die weitaus meisten aller Träume sind natürlich Träume, und von diesen sind die weitaus meisten Spiegelspiele der Phantasie: „Schäume!“

Übernatürliche Träume liegen in den seltenen Fällen vor, wenn Gott im Traume zu den Menschen redet. Auch ist es nicht ganz undenkbar, daß der Teufel im Schlafe unsere Phantasie umgaulert. In der Regel gehört ein großes Maß von Leichtsinne, krankhafter Abenteuerlust und geistigem Hochmut dazu, seine Träume für übernatürliche zu halten.

An dem Tisch von Hannes wird weiter gezecht. Er kann sich gar nicht genug tun im Traktieren. Der Metzger hat sich ziemlich unbemerkt fortgemacht; denn ihn ruft das Geschäft. Auch einige andere Gäste, die an demselben Tische saßen, hatten sich nach und nach entfernt. Deren Plätze wurden aber bald besetzt von allerlei fragwürdigen Gestalten, die sich immer da einfanden, wo der „Bingoff“ reichlich fließt. Es sind die echten Schmarotzer, die die Märkte bevölkern, die keinerlei Geschäfte dorthin zieht, die „Schlachtenbummler“ der großen Märkte. Sie zieren sich anfangs sogar etwas, um später desto kräftiger zuzulangen und am längsten auszuhalten. Was die an saden Schmeicheleien dem Bürgermeister gegenüber leisteten, das übersteigt alle Begriffe. In dem unnebelten Hirn desselben wird das Unmögliche möglich und verleitet ihn zu den unsinnigsten Ausgaben. Endlich wird es sogar dem Wirt zu toll; er nimmt ihn beiseite und macht ihn darauf aufmerksam, daß die Zeche schon die Höhe von 25 Talern erreicht habe. Da fährt er aber auf: „Na, dot es geloge, mer wolle schon wol soon 4 Daler.“

Der Wirt sucht ihn zu beschwichtigen: „Nau blaameer dech net un komm mei mir owe of da Kammer, da well ech et dir fierreche.“

Er sträubt sich zwar noch etwas, geht aber doch endlich mit; denn er weiß aus Erfahrung, daß mit dem baumstarken Kerl nicht gut Kirchen essen ist. Als sie oben angekommen sind, will er noch einmal aufbegehren. Da hat ihn aber auch der Wirt schon gepackt und haut ihn rechts und links um die Ohren, daß ihm Ohren und Sehen vergeht. Dadurch war er so weit ernüchtert worden, daß ihm das Verständnis für die ins Einzelne gehende Rechnung aufging. Mit großen Augen starrt er den Wirt an und kann kaum ein Wort der Erwidderung finden. Endlich kommt es stotternd heraus: „Ech, ech, ech maan, dot kinn gor net meglisch sein.“

„Su, du waach iwerhaupt net, wot dau in da zehn lechte Johr, seidem dau Burgemaster best, gedan hast. Derr Hochmut, derr Dinkel ech derr en da Kopp gestlege, dau Prahlhaus hoch dech selwer imm bei Vermöge gebracht.“

„Im lechte Johr schennte mech Rappes, Prahlhaus. Freher dätste immer soon: Och mei lewer, goror Hannes! Da dätste da Drum vertraulich imm mei Schulter lege; seit einem Johr schlette mech un trittst mech.“

„Korj un got, ech well mei Geld hon; ech waach, dau has ach bei annere Geld geliehn!“

„Inse wells dau mir da Hals zobaale; ech sein doch fier 20 Johr Bürge fier dech wore, soß hättst dau heut die gute Wirtschaft net.“

„Un dossier soll ech dech 20 Johr umsonst freeche un laufe looke un mei Wirtschaft verderwe looke. Dot kann ech nur su en Dappes, wie dau best, glawe. Wot maanste dann wohl, wat dau merr schellig best?“

„Ech dir schellig! Wot soll et dann sein! Net dauwend Daler kann merr et doch bezohle.“

Der Wirt hat unterdes die Schuldscheine des Bürgermeisters herausgeholt und breitet sie alle vor ihm auf dem Tische aus; es sind 40 Stück. Dann aber schreit er ihm ins Ohr: „Begud dir die Scheine! Kennste die? Ober maanste, dei Bruder hätt die geschriewe?“

Er steht sie alle durch und erklärt: „Na, dot leugne ech net, die hon ech all geschriewe, dot ech mei Schrift.“

Der Wirt schreibt ihm die einzelnen Posten auf und zählt sie zusammen. Da ergrübt sich die Summe von 3975 Talern. „Un die 25 Daler noch derrzo“, ergänzt der Wirt, „macht grad 4000 Daler.“

„Och, du lewer Gott! Dann sein ech verlore, well ech ech soß noch vill Schulde hon.“

„Sehst! Ech hat recht. Inse packe ech dech ze cercht on, morje schun, dann green ech noch mei Geld. Die annere kunne sehn, wie se ferdeg mit dir werde. Un dann mechte, dettste su rasch wie meglisch mir aus dem Haus kimmst, dau lompeg Beest, un unterstich dech net, dei da mer noch emol en mei Wirtschaft kimmst, mei sunem onduhne Hond kinn merr noch ongedlech werde.“

„Et sein 12 Duere (12 Uhr) noochs, un en schneit vom Himmel errunner, da schedd merr kaane Hond fier da Dier. Inse kann merr sech leicht err gtehn. Loos mech bei dir bleiwe! Sei kaanste merr en Strichsack of da Boden lege un en wollene Deed gewe.“

Statt aller Antwort hat der Wirt einen Eichenstod aus der Ecke geholt und schwingt den drohend in der Luft herum, während er mit der linken Hand nach der Tür zeigt. Wie ein Blitz war der Bauer zur Türe hinaus, die Treppe hinunter und den langen Wäng hindurch über den Hof in die Hintergasse gekommen. Er ging nach der Kirche

hin, an derselben vorbei, geradeaus in eine bekannte Weinwirtschaft. Hier war er aber nach einer Stunde in einem solchen Zustande, daß er nach kurzem Wortwechsel, der zwischen ihm und dem Wirte entstanden war, auf die Straße flog. Als er sich hier etwas zurecht gefunden, wollte er sich auf den Heimweg begeben, trabte aber auf der Straße weiter; die über die Montabaurer Höhe, Neuheusel und Arenberg nach Ehrenbreitstein führt. Der Schnee fiel so stark, daß man fast kein Auge aufhalten konnte. Anfangs blieb er noch auf der Straße, später geriet er schon manchmal in die Gräben zu beiden Seiten, aus denen er nur mit Mühe und Not wieder herauskam, aber doch noch immer fröhlich. Auf einmal war er seldwärts herabgestiegen und kam auf eine weite Schneefläche, auf der er planlos umherirrte. Endlich stürzt er einen Abhang hinunter topfüber in einen Weiher und zwar gerade an der Stelle, wo eine Brauerei aus Montabaur in den letzten Tagen Eis geholt hatte. Man hörte einen furchtbaren Schrei und ein Plätschern des Wassers für einige Minuten, und unser Hannes war nicht mehr.

Als er am anderen Tage noch nicht zu Hause angekommen war, kam die geängstigte Frau zu ihrem Schwager nach Moschheim und erkundigte sich, wo ihr Mann sei. Er konnte ihr nur mitteilen, daß sein Bruder bei dem Wirt Aft in Montabaur zurückgeblieben sei.

Nun eilte sie bei dieser bitteren Kälte nach Montabaur in die Wirtschaft Aft; aber auch dort konnte man ihr nur sagen, daß ihr Mann um 12 Uhr die Wirtschaft verlassen habe. Die weiteren Nachforschungen ergaben, daß er noch nach 12 Uhr in der Weinwirtschaft Stuppel gewesen war. Bei dieser Feststellung fiel es dem Wirt Aft wie ein Stein vom Herzen, denn es war ihm doch nicht recht geheuer bei dem Gedanken, man möchte feststellen, der Bürgermeister habe zuletzt noch schweren Streit mit ihm gehabt; dann habe er ihn zur weiteren Aufklärung mit in die oberen Räume des Hauses genommen und darnach sei der Bauer nicht mehr gesehen worden; denn es waren Zeugen dieses Auftritts vorhanden. Leute, die als Alkoholisten und Schwäger gar gefährliche Subjekte waren. Auch war der Wirt als gewalttätiger Mensch bekannt.

Nach sechs Wochen fischten die Arbeiter, die für eine Brauerei Eis holten, die Leiche des Bürgermeisters aus dem Weiher. Man war allgemein der Ansicht, er habe sich das Leben genommen, weil er finanziell ruiniert war; denn die vielen Gläubiger hatten nach seinem rätselhaften Verschwinden sofort die geliehenen Kapitalien gefündigt. Der erste von ihnen war der Wirt Aft. Da kam das ganze schöne Vermögen unter den Hammer; die Schulden trafen alles; nichts blieb übrig für die Familie.

Der Wirt Aft hatte die beste Wirtschaft in der Stadt. Hier ging es den ganzen Tag ein und aus. Alle Besucher hatten einen bestimmten Zweck. Jeder suchte Rat bei ihm. Für weniger wichtige Angelegenheiten wurden Frage und Antwort am Schenktisch ausgewechselt. Für die Sachen, die nicht in der Deffentlichkeit verhandelt werden konnten, war oben das „verschwiegene“ Zimmer. Aft besaß eine gute Dosis Menschenkenntnis. An ihrem ganzen Gebahren wußte er die Vereinkommen zu beurteilen. Die ganz geheimen Sorgen konnte er ihnen am Gesicht ablesen. Dem Bedürfnisse nach Verschwiegenheit kam er mit dem Zurufe entgegen: „Sieht schon erruff! Ech kumme gleich!“ Hier wurden schwierige Häuser- und Landverkäufe vorbereitet und angebahnt. Wenn das Geschäft für beide Teile glücklich abgeschlossen war, dann spielte er den Selbstlosen, indem er von einer Vergütung großmütig ablah. Er sagte dann zu einem von ihnen: „Dau kaanst mir so nächste Woch von deiner schöne Hawer poor Sack metbrenge. Un inse gibste drumme en gore Flasch, un dann kumnt ihr heimgehn.“

In dieser glücklichen Stimmung betrat dann die Gesellschaft das Wirtszimmer. Da blieb nicht bei einer Flasche. Gelegentlich fragte einer von denen, die das Traktieren besorgen: „Aft, wieviel Flasche hon merr?“

„Drei wollt ihr bezohle?“

„Erst drei! Na, brenge noch gleich drei derrzo!“

Der Wirt hatte absichtlich nur drei genannt, obwohl es mehr waren. Die Köpfe waren schon heiß genug, daß er das Manöver wagen konnte. Wenn später die Köpfe nicht mehr klar waren, dann durfte er die „Bisser“ wieder auf den „normalen“ Standpunkt bringen und auch noch etwas darüber hinausgehen. Zum Schlusse hieß es dann: „Aft, merr wolle bezohle!“ (Fortsetzung folgt.)

Wenn dir die Mutter sterben will

Wenn dir die Mutter sterben will,
Dann mußt du jeden Blick ihr schenken,
Die treuen Züge, bleich und still,
Recht tief in deine Seele senken.
Du weißt, daß es nicht lange wählet,
Bis man sie dir hinausgetragen,
Und einsam steht du und wiest klagend,
Dah' fremd du bist an jenem Ort,
Wo sie dich hat geliebt!

Und eh' es fort zur Fremde geht,
Du ihrem Willen Dängel schreite,
Von Blumen, die du d'rauf gefäst,
Nimm dir die schönste mit ins Weite,
In fremde Welt, in fremdes Land
Nimm von dem Grab ein Stückchen Erde,
Tak es dir zur Erinnerung werde,
Wenn dich ein Menschenberg verkannt,
Wie sie dich hat geliebt!

Und kehrt du einst, des Wanderns müd',
Dahin zurück, wo du geboren,
Verächtern es, wenn kein Aug' dich sieht,
Dein Gräß verklingt vor tauben Ohren,
Vielleicht ist noch ein Mädchen klein,
Da, wo die Mutter liegt, zu haben,
Und will man dort auch dich begraben,
Wird deine Ruhe selig sein
Der der, die dich geliebt.

Gaus Merzen.

Der englische Gruß

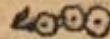
„Gegrüßt seist du, Maria,“ sprach der Engel, als
er die Auserkorene von ihrer Würde in Kenntnis
setzte, und seit jener Stunde erdnt dieser Gruß un-
aufhörlich zum Lobe der Gottesmutter. Das pro-
phetische Wort der hl. Jungfrau Maria: „Sehe,
von nun an werden mich selig preisen alle Geschlech-
ter,“ hat wohl nirgends eine herrlicherere und allge-
meinere Beitätigung gefunden als in eben diesem
wunderschönen und überaus mächtigen „Ave Maria!“

Der englische Gruß, so einfach und kurz und klar
und doch so unüberwiegend schön und tief und viel-
sagend, liegt für jeden katholisch denkenden und fäh-
lenden Christenmenschen das vollendetste Lob der Größe
und Herrlichkeit Mariä. Dieser Gruß, von dem wir
so gerne sprechen, ist wohl eine unverfälschte Quelle
von Gnaden, Hoffnungen, Reichthümern, Segnungen,
Süßigkeiten und Tröstungen für den wahren Verehrer
der hochbegnadigten Jungfrau. Darum schreibt auch
der gottselige Thomas von Kempis: „O Maria, was
tamm ich die Süßeres opfern, als diesen Gruß? Der
Himmel frohlockt und die Erde staunt, der Satan flieht,
und die Hölle best, wenn ich sage: „Gegrüßt seist
du, Maria!“ Die Traurigkeit verschwindet und die
Freude lächelt und der Schmerz vergeht und die Liebe
wachet auf, wenn ich sage: „Gegrüßt seist du, Maria!“
Die Andacht wächst und die Herrlichkeit regt sich und
die Hoffnung steigt auf und die Tröstungen vermeh-
ren sich, wenn ich sage: „Gegrüßt seist du, Maria!“
So groß ist die Süßigkeit und so tief der Sinn dieses
Grußes, daß kein Geschöpf es vermag, die eine zu
schildern, noch den anderen zu begreifen.

Der gelehrte Suarez pflegte zu sagen: „Ich wollte
stieber alle meine Kenntnisse verlieren, als ich das
Verdienst eines einzigen „Ave Maria“ verlor.“ ein
Gedante, dem auch der hl. Alphons von Liguori be-
wusstlich, indem er spricht: „Ein „Ave Maria“ ist
mit Lieber, als die ganze Welt.“ — „Wenn ich
sage: „Ave Maria!“ rief einst hochbefehliger der hl.
Franz von Assisi aus, „so lächeln die Himmel, die
Engel freuen sich, die Welt jubelt auf, die Hölle zittert
und die Teufel fliehen.“ Fürwahr! Das erste Ave
Maria, das der Erzengel Gabriel gesprochen, hat
Großes und Außerordentliches hervorgebracht. Es ist
die Quelle des Heils für die ganze länder Mensch-
heit, der Widerlächer der alten Schlange, die Heil-
gung der Seele, die Freude der Engel, und die
Verlobte der Auserwählten. Es ist der kostbar-
ste Schmuck, mit dem man Maria ziert und die prä-
chtigste Kohle, die man ihr zu Ehren hält. Es ist
auch ein Gebet, das niemals zum Himmel steigt, ohne
dem Betenden eine neue Segnung zu bringen. In
den Worten: „Gegrüßt seist du, Maria,“ verliert
die Welt ihre Reize, wird das Herz von heiliger
Liebe tränkt, wächst die Andacht, mehrt sich die Hoff-
nung, erhebet sich die Freude des Christen, sein
ganzes Wesen erneut sich! Von diesem tausenbfähigen
Segen kommt es, daß das „Ave Maria“ das Gebet
der ganzen Welt geworden! Es sammelt's das un-
sündige Kind auf der Mutter Schoß, es betri-
bet der von Alter und Gebrechlichkeit erschöpfte Greis
am Rande des Grabes, es ist das Gebet der Sünder,
denen es ein Rettungsdreit mitten im Schiffbruch,
und das der Gerechten, denen es die lieblichste Speise
in ihren irdischen und glückseligsten Gelüchten zu
Maria. Im Ave findet die Liebe zur Gottesmutter
ihren besten Ausdruck von Jung und Alt, Arm und
Reich, Hoch und Niedrig, Gelehrten und Ungelehrten.

Alle sind stolz und glücklich, das Ave zu beten, noch
dem Engel, nach den Aposteln, nach den Martyren,
nach allen christlichen Jahrhunderten. Es ist dieses
Gebet ein schönes Kennzeichen der katholischen Christen.
Was Wunder, wenn seit zwei Jahrtausenden schon
der Gelehrte zur Feder, der Dichter zur Feder, der
Künstler zum Pinsel greift, und der vom Engel Be-
grüßten, von Elisabeth Gebenedeiten und von der
Kirche Gefeierten das Ave in seiner Andachtsweise
Umgekehrt wird aus Ave: Eva; dadurch wird an-
gezeigt, daß Maria eine ganz andere, bessere Eva
sein werde, da sie uns Heil bringen und das Unheil
beseitigen soll, welches Eva über uns gebracht hat.
So ruft denn nochmals Jung und Alt, Groß und
Klein hoffnungsvoll zu Maria und singet Aue aus
vollem Munde:

O Maria, sei gegrüßt!
Die du voll der Gnaden bist,
Denn vereinigt ist mit dir
Unser Heiland für und für,
Mutter! Hochgebenedeit
Bist du stets in Ewigkeit.
Wie der Heiland, Jesus Christ,
Hochgebenedeit ist!
Wend' dein himmlisch Angesicht
Von uns armen Sündern nicht
Dreht und im letzten Streit,
Mutter der Barmherzigkeit.



Des Helden Braut

Kriegsblitze von U. H. Meyer.

In den regnerischen Frühmorgen hinein klingt
ganz leise und zaghaft das Kirchturmglocklein.
Er ruft bittend und mahnend zur Frühmesse.
Ningsum ist es noch dunkel. Aus den Fenstern
der Häuser bringt noch der Lampenschrein. Die
und da treten Menschen, erst vereinzelt, dann
mehr aus den Türen auf die Straße, wickeln
sich fest in Mäntel und Tücher, denn es ist
ein kalter Morgen, und schreiten zur Kirche hin-
auf, die oben auf einer Höhe am Marktplatz liegt.

Elfriede Rhein hat auch beim Ruf der Glocke
ihre Elternhaus verlassen und schreiet gedanken-
voll zwischen den anderen Menschen einher.

Heute trieb sie ein besonderes Anliegen zum
Frühgottesdienst.

Franz hatte gestern geschrieben, Franz ist ihr
Verlobter. Sie liebt den braven, jungen Mann
mit der ganzen Inbrunst ihres jungen, reinen
Herzens.

Wenige Wochen nur noch waren von dem
Tage entfernt gewesen, wo ihr Verlobter sie an
den Altar führen und der Priester den Segen des
Himmels auf das junge Paar herabfließen sollte,
als gleich einem Donnerschlag bei heiterem
Sonnenschein die Kriegstrompeten durch das Land
schmeiterten.

War das Abschiednehmen entsetzlich hart und
schmerzlich gewesen! Auf einmal so viel Glück und
Hoffnung vernichtet! Doch nein, nicht die Hoffnung
wurde zerstört; sie ist geblieben, obschon mit
Franz das Glück in den Krieg zog.

Viele Monate sind seit jener Abschiedsstunde
ins Land gezogen. Die Blätter knospieten und
sprangen, und die Blumen blühten und verblühten
wieder. Längst ist die Schwalbe, die im Nist-
täfelchen am Ruchbaum vorm Haus von Elfriede
gepflegt wurde, gen Süden gezogen, weil der
Herbst mit seiner Kälte sie davontrieb. Jetzt
wohnt Elfriedens Schülfling jenseits der Grenze,
bei des Vaterlandes Feinden. Ihn stört nicht
Europas Krieg und Trauer. Wenn des Winters
Leid vorüber ist, dann wird die Schwalbe wieder
zurückkehren.

Die Heimkehr ihres Verlobten war seit dem
verhängnisvollen Augusttage, wo Franz gegen die
Feinde zog, Elfriedens einzige große Hoffnung.

Vom Winter hofft sie, er würde ihn ihr zurück-
bringen, und als sich die Hoffnung nicht erfüllte,
da setzte sie neues Vertrauen darauf, die Zeit
der Blumen und Blüten würde dem Kriege ein
Ende bereiten.

Dann kam der Sommer, der Herbstwind bläst
über die lahnen Felder, und immer noch nicht
ist der Ersehnte in die Heimat gekommen.

Wohl traf gestern aus dem fernem Osten sol-
gender Brief ein:

„Meine Liebe, liebe Elfriede!

In einem russischen Kloster liege ich. Ich
bin verwundet. Eine Kugel schlug mir durch die
Lunge. Ich glaube, ich muß sterben. — Meine

nicht. Wenn ich sterben muß, dann ist es auch
für dich gewesen. Sei unverzagt, Elfriede —
stark — eine deutsche Jungfrau. — Und Deine
neue Hoffnung sei das Wiedersehen im Himmel
— wo das Endziel aller Hoffnung ist.“

Seinen Namen hat er wahrscheinlich nicht mehr
am Schlusse des Briefes niederschreiben können.

Mit dem Briefe sank Elfriede fassungslos auf
einen Stuhl und stöhnte und schluchzte nun, bis
endlich ihren reinen, blauen Augen die erlösenden
Tränen kamen. Und dann hat sie lange geweint —
lange Stunden des Abends — die ganze Nacht.

Erst am Morgen lehrte allmählich die Ruhe
und Fassung in ihr Herz zurück. Dann ging sie
zur Kirche, wo sie an jedem Morgen für die Er-
haltung des Verlobten steht. Wo anders auch
soll sie Zuflucht und Trost finden! Auch heute
lniet sie wieder vorne, ganz nahe dem heiligen
Orte, aus dem ein überströmender Quell des
Erbarmens zu den Gläubigen fließt.

In tiefer Andacht und fromme Ergebung ver-
sunken sitzt sie da, und ihre Seele flüstert eine
geheimnisvolle Sprache mit dem Herrn, in dessen
Hand auch des Verlobten Leben steht.

„Woh' ihn mir zurück! Erhalte sein junges
Leben! Du weißt, wie ich ihn liebe! Sei ihm
besonders jetzt zur Seite mit deiner Gnade, jetzt
wo vielleicht sein Auge dem Erlöser nahe ist,“
flüstern stehend ihre Lippen.

Und da sie so spricht, steigt es in ihrem Herzen
wieder heiß und weh auf.

„Dah' ihn nicht sterben, Allmächtiger!“ entzinkt
es zitternd ihrem Munde.

Über gleich sagt sie sich wieder, und eine
heilige Ergebung kommt über sie.

Sie denkt an den Schlussatz im Heldenbrief:
„Und Deine neue Hoffnung sei das Wiedersehen
im Himmel — wo das Endziel aller Hoffnungen
ist.“

Wiedersehen im Himmel! Wie schön muß das
sein! Das Leben ist nicht lang, bald wird es dahin
sein. Dann ist sie ja bei ihm. Warum soll sie denn
klagen und murren? Wie der Döckste es bestimmt
hat, so wird's wohl gut sein.

Die Kirchenbesucher sind schon längst wieder
fort, da lniet Elfriede noch immer an dem heiligen
Orte, tief, tief in Gedanken versunken.

Auf einmal schaut sie auf.

Himmlicher Friede und eine verklärende Er-
gebenheit breitet sich über ihr Gesicht, als sie
aukräft:

„Nimm ihn! Nimm ihn zu dir, wenn's zu
seinem Wohl geschieht!“

Kaum ist sie im Elternhause angelangt, da
bringt der Briefträger wieder einen Brief. Befast
und mit einer Vorahnung reißt sie den Um-
schlag ab und liest.

Fest drückt sie die Lippen aufeinander, um die
es wie verhaltenes Weh aucte. Franz ist tot.
Die Klosterverwaltung teilte es kurz und scho-
nend mit.

Elfriede weinte nicht. Sie rügte die Hände
aufs Fensterbrett, und ihre schönen, treuen Augen
blicken ihr und ohne Wang ins Weite. —
Und dann reißt sich ihr Körper, und entschlossen
schreitet sie ins Nebenzimmer, der Mutter zu
sagen, daß Franz im Himmel ist.

Mutterbitte

Hört ihr's im Westen dröhnen?
Mein Sohn der ist dabei . . .
Im Schlate hör' ich Schlittern . . .
Mich weckt mein eigener Schrei.

Geraben sind ich nimmer,
Es flamm't so rot durch's Haus . . .
Ist doch zu End' des Wortes,
In End' der Blut'ge Strauß!

Was will der Brachherr bei mir? . . .
Ist bin doch noch gesund . . .
„Dein Sohn,“ so tat' er sagen,
„Ward bleich und weh und wund.“ . . .

Das kniet mich arme Mutter . . .
Mein Sohn verachtet sein Blut . . .
Mein Mutterherz zur Stelle,
An dem mein Lieblich ruht.

Vüdet mich zu meinem Kinde!
Denn soll er sterben schon,
So sterb' in meinen Armen
Mein lieber guter Sohn!

Breitenau.

Blarrer S. Wahl.